

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 163.

Samstag, 14. Juli.

1928.

(19. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Bira Wernstedt saß zusammengekauert da. Das Weinen war ihr nahe. Ottersen hatte sie doch nicht von sich wegtreiben wollen — wahrlich nicht. Und sich einschränken? Sie saß in ihrem gelben Salon, ihrem Schmuckkästchen. Berarmen. Einfache Kleider tragen! Keinen Kraftwagen mehr! Einer ihrer Bekannten hatte ihr neulich gesagt, daß ihre Schwägerin sogar ihre kostbare Perlenkette hatte verkaufen müssen, so schlecht seien die Zeiten jetzt. Überall hörte man das Gestöhn, deshalb machte sie jetzt gar keine Besuche mehr, solche „fatale“ Redereien gingen ihr über die Nerven. Und nun sollte sie auch „abbauen“? Es fiel ihr nicht ein! Sie war an ein großzügiges Leben gewöhnt, für sie mußte doch irgendwo der Zimmermann das bewußte Loch gelassen haben. . . . Ach was, ihr Bruder würde ihr wohl nur den Schrecken in die Glieder gejagt haben, um sie williger zu machen gegen Alfred Ottersens Werbung!

Ihr Bankier stürzte sie am Nachmittag aus allen Wolken.

„Es geht Ihnen nicht allein so, gnädige Frau! Unzähligen! Ich kann Ihnen natürlich keine Namen nennen, das verbietet das Geschäftsgeheimnis! Sie können aber die Lage gar nicht ernst genug betrachten! Heute hat sich der Kurs wieder beträchtlich zu unserem Nachteil verändert und — das ist das Traurigste — es wird je weiter gehen! Ein Ende ist überhaupt nicht abzusehen!“

Ganz zerschmettert war sie heimgefahren. Da fragte auch noch fünf Minuten nach ihrer Rückkehr Ernst Lensing an, ob sich sein Bruder noch immer nicht bei ihr gemeldet hätte.

„Nein, aber mein Bruder wird Ihnen suchen helfen! Rufen Sie ihn gleich an!“

Sie sagte ihm seine Fernsprechnummer. Und dann legte sie sich auf den Langstuhl. Ihre zarten Hände krampften sich in das Eisbüfett. Von Gott und der Welt verlassen kam sie sich vor. Und auch ein Tränenstrom machte ihr Kopf und Herz nicht klar! . . .

Die gebrechliche Frau Lensing saß all die Tage gottgegeben im Lehnstuhl am Fenster. Alles im Leben nahm seinen Lauf. Wie sie den Schlag überwinden sollte, wenn sich Kurt das Leben genommen hatte, konnte sie sich nicht vorstellen. Aber vielleicht schritt er jetzt durch das große Leid, das den Menschen brach oder festigte. Und brechen sollte es ihren lieben Jungen nicht. Dann schlug ihre Stunde. Geduldig sein im Trübsal war die schwerste Aufgabe, die Gott den Menschen auferlegte. . . . Sie hatte seit mehr als fünfundzwanzig Jahren lernen müssen, geduldig zu sein. Das kam ihr jetzt zustatten. All die schwere Zeit war vielleicht nur die Vorbereitung für die Arbeit, die ihrer nun wartete.

Frau Gertrud Lensing wuchs zu hoher Größe in diesen Tagen heran.

XX.

Ernst Lensing saß Heinrich Felsenstedt in dessen Arbeitszimmer gegenüber, erzählte.

„Ich jage ohne Unterlaß durch die Stadt. Jedem Selbstmord oder Unglücksfall, den die Zeitungen melden

ohne Angabe des Namens, gehe ich nach — immer vergebens! Es ist sehr gut möglich, mein Bruder hat überhaupt Hamburg verlassen! Auch bei den Schiffahrtsgesellschaften war ich, man kommt auf die ausgefallensten Gedanken!“

„Wenn Sie in die Zeitungen einen öffentlichen Aufruf setzen ließen?“

„Daran habe ich auch schon gedacht! Aber man scheut sich doch, so etwas zu tun, bevor es nicht dringend nötig wird!“

„Vor allen Dingen werden Sie bei mir wohnen! Damit Sie sich aussprechen können. Das ist in solcher Lage das Gegebene! Sonst klappen Sie noch zusammen! Sie sehen ja ganz elend aus! Holen Sie also gleich Ihr Gepäc. Ich werde mir unterdessen überlegen, was nun zu tun ist!“

Ernst Lensing nahm den Vorschlag gern an. Er fühlte, es ging mit seinen Kräften zu Ende. . . .

Noch keine zehn Minuten war er fort, kam Bira Wernstedt ganz aufgeregt zu ihrem Bruder.

„Das Hasenkrankenhaus hat mich angerufen! Dort liegt er! Fahre hin! Mein Kraftwagen steht vor der Tür!“

„Und du wirst mich begleiten!“

Es war ihr nicht recht, aber der Blick des Bruders lag so zwingend auf ihr, daß sie keinen Widerspruch wagte.

Der Assistenzarzt, auf dessen Station Kurt Lensing lag, erzählte:

„Vor drei Tagen wurde mitten in der Nacht ein Mann eingeliefert, dem man es ansah, daß er den besten Ständen angehörte. Die Polizei hatte ihn aus einer Prügelei in einem üblen Lokal St. Paulis herausgeholt, Brieftasche, Uhr waren gestohlen, ein Ausweis nicht zu finden. Der Mann hatte einen Dolchstoß in der linken Seite und einige Schädelverletzungen. Ein Riese, gut genährt. Ein nervöser Zusammenbruch lag auch vor. Begreiflich nach der Behandlung, die ihm in dem Lokal zuteil geworden war. Unbegreiflich aber, daß er gar nicht phantasierte und, wenn er auf kurze Zeit zum Bewußtsein erwachte, kein Wort sprach. Wir, die wir ihn behandelten, merkten schnell, der Mann wollte nicht reden. Aufregungen durften wir ihn nicht aussetzen, wir stellten also vorläufig keinerlei Fragen und bemühten die Polizei auch nicht. In seinen Dämmerzuständen redete er seit gestern manchmal von einer Frau, nannte aber keinen Namen. Die Schwester war beauftragt, ihn zu überwachen, wenn er anfangen zu reden. Da fiel heute nachmittag der Name Bira Wernstedt! Ich sah im Adreßbuch nach und setzte Sie dann durch Fernruf in Kenntnis, gnädige Frau.“

„Darf man ihn besuchen?“ fragte Heinrich Felsenstedt.

Der junge Arzt erwiderte zögernd:

„Es wird vielleicht besser sein, die gnädige Frau tut es vorläufig nicht!“

„Ist er transportfähig?“

„Nein, Herr Felsenstedt. In den nächsten acht Tagen keinesfalls. Der Stich ist nicht allzu schlimm. Die Schädelverletzung aber bedenklicher!“

„Er wird doch vollkommen wieder hergestellt werden können?“ fragte Bira Bernstedt besorgt.

„Nehme ich an! Aber Sicheres läßt sich noch nicht sagen! Der starke nervöse Zusammenbruch macht uns Sorge! Die Kopfnerven haben schwer gelitten! Es ist ein Fall, der auf der Grenze liegt. Kein Schädelbruch, keine Gehirnhautentzündung, aber die kann sich immer noch entwickeln!“

Nur mit Mühe bewahrte Bira Bernstedt die Fassung. Ihr Bruder sagte:

„Wir kennen die Vermögensverhältnisse dieses Herrn genau, es handelt sich um einen Gutsbesitzer Kurt Lensing aus der Altmark! Lassen Sie ihn in die erste Klasse legen, ich übernehme selbstschuldnerische Bürgschaft! Ich darf den Patienten wohl einmal sehen, damit Irthümer ausgeschlossen sind?“

Kurt Lensing lag mit verbundenem Kopf in einem Saal mit acht Kranken. Sein Gesicht war verfallen. Um den Mund hatte sich ein harter Zug eingegraben. Im Halbschlaf seufzte er einmal auf.

Heinrich Felsenek nickte und verlieh mit dem Arzt den Saal.

„Er ist es! Also veranlassen Sie bitte die Ueberführung! Sein Bruder wohnt bei mir. Er wird sich erlauben, Sie morgen früh aufzusuchen! Auf Wiedersehen, Herr Doktor, und vielen Dank! . . . Komm, Bira!“

Die war froh, daß sie das Krankenhaus im Rücken hatte.

Ihr Bruder wetterte los, als sie wieder im Kraftwagen saßen.

„So sieht das Ende vom Liede aus! Solches Unglück richtete deine alberne Spielerei an! Und Ottersen bist du obendrein los. Dir geschieht nur dein Recht! Wundern wirst du dich über die Zeiten, die kommen werden!“ Der Kraftwagen hielt vor seiner Wohnung. „Fahre weiter! Nach Hause! Ich werde dich auf dem Laufenden halten! Und in den nächsten Tagen deinen Kraftwagen verkaufen! Kündige dem Lenker!“

Sie schwieg. Die Tränen rannen über ihr Gesicht. So von Gott und der Welt verlassen hatte sie sich noch nie gefühlt. Ihr war, als versänke sie ins Bodenlose. Ging ruhe- und rastlos mit feuchten Augen durch ihr ganzes Haus. Das große Leid kam nun auch über sie. Einen Halt jetzt haben, eine Stütze! Wegnehmen wollte ihr der Bruder, an was sie hing. Eines nach dem anderen. Stand es denn so schlimm um Deutschland? War es wirklich so verarmt? Sie griff nach der Zeitung. Ihre Hände zitterten. Die Augen flogen über die Ueberschriften. Panik an den deutschen Börsen, las sie da. Der Inhalt dieses Artikels war niederschmetternd. Eine ernste Zeitung schrieb so etwas nicht, wenn es nicht Tatsache war! Ihre Hände glitten an dem seidenen Gewande herab. Wenn sie das bißchen Freude am Leben nicht mehr haben sollte! Das bißchen? Es dämmerte in ihr auf, daß es das Schicksal, trotz mancher Trübsal, doch recht gut mit ihr gemeint hatte. Und daß manche Schuld — viel Schuld — an ihr selber lag. Aber der Ernst des Lebens hatte gefehlt. Und nun kam er auf sie zu mit starrem Gesicht. Siehst du, so bin ich! Es wird jeder gewogen, und wer zu leicht befunden wird, den zerschmettere ich! Manchmal lasse ich mir Zeit, manchmal fährt meine Faust jäh herab. . . . Du, ich stehe vor dir — hüte dich! . . . Ja, was sollte sie denn tun? Hatte sie denn Kurt Lensing in die Verzweiflung getrieben? Hatte denn Alfred Ottersen Grund gehabt, sich von ihr fernzuhalten? War's geschehen, weil sie verarmte? Und hing sich nun das Mäntelchen der Entrüstung um, um einen guten Abgang zu haben? Sie konnte es nicht glauben, aber der Gedanke schoß immer wieder in ihr hoch, ließ sie nicht los! . . . Und wenn sie nun den ersten Schritt tat, ihn aufforderte wiederzukommen? Sie sehe ein, daß sie Unrecht getan, aber böse wäre es wahrlich nicht gemeint gewesen! . . . Nein, das brachte sie nicht fertig! Dann hätte er ja die Schlussfolgerung mit einigem Recht ziehen können: nun, wo sie arm ist, bittet sie um gut Weiter! Jetzt bin ich ihr auf einmal willkommen! . . . Aber wie sich wehren gegen die harte Hand des Schicksals und die des Bruders? Der hatte es immer gut mit ihr gemeint, aber richtig verstanden hatten sie sich nie! . . . Sie setzte sich, ließ den

Kopf hängen, faltete die Hände im Schoß und tat, was schwache Menschen immer tun. Sie redete sich Tröstung zu. Abwarten, so schlimm, wie die Menschen glauben, wird die Not nicht über Deutschland kommen, wenigstens nicht über mich! Endlich muß sich Deutschland aufraffen und reinen Tisch machen! . . . Aber sie selbst war zu kraftlos, um mit dem reinen Tisch im eigenen Hause zu beginnen!

Als Ernst Lensing mit seinem Koffer ankam, sagte ihm Frau Felsenek, daß sein Bruder schwer leidend im Hafentraktenhause liege. Mann und Schwägerin seien hingefahren!

Er wollte ihn gleich aufsuchen. War aber dann so verständig, auf die Vorhaltungen der Hausfrau zu hören.

„Warten Sie hier ab, welche Nachricht mein Mann bringt! Auf eine halbe Stunde kommt es auch nicht mehr an. Und die Hauptsache bleibt doch, Sie wissen, wo Ihr Herr Bruder sich befindet!“

Ernst Lensing war nahe daran, zusammenzubrechen. Die starke Nervenspannung ließ nach. Ihm wurde schwindlig. Er mußte sich setzen. Frau Felsenek holte schleunigst Kognak herbei. Redete ihm gut zu. Schwieg dann; verließ aber das Zimmer nicht.

„Schließen Sie nur die Augen und reden Sie nicht! Sie werden Ihre alte Spannkraft schon wiederbekommen! Und machen Sie sich keine unnötige Sorge. Mein Mann weiß, was er will!“

Heinrich Felsenek kam, berichtete. Sagte dann: „Es hat keinen Sinn, daß Sie heute noch Ihren Bruder aufsuchen. Er ist in guten Händen! Wir werden jetzt Ihrer Frau Mutter ein Telegramm schicken. Sie essen tüchtig und dann legen Sie sich schlafen. Das ist jetzt das einzig Vernünftige!“

„Ich bin ganz einverstanden“, erwiderte Ernst Lensing. „Nur möchte ich das Telegramm so abfassen, daß meine gebrechliche Mutter nicht allzusehr erregt wird!“

„Selbstverständlich tun wir das, Herr Lensing! Ueberlassen Sie das mir! Ich werde telegraphieren, es wird besser sein als anrufen, da wird man zu viel gefragt: Kurt krank. Auf dem Wege der Besserung. Ruhe dich morgen mittag an. Ernst.“

„Das wird das Richtige sein!“ Ernst Lensing schloß die Augen. Er hatte schwere Tage im Kriege durchgemacht, aber keine waren ihm so über die Nerven gegangen, wie diese Tage in Hamburg.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsfahrzeuge

Von Julius Kreis.

Das bescheidenste in der Erscheinung, sicher aber nicht das billigste in der Auswirkung, ist der Kinderwagen. Mit ihm bleiben die Fahrer auf einen kleinen Ausflugsradius beschränkt. Das Fahrzeug ist der gegebene Wagen für Frauen und Mädchen und wird auch meist von weiblicher Hand gesteuert. Ist der Mann der Führer, so hat er die technische Bezeichnung: „Batti“, „Bappi“ oder „Tata“. Er ist Besitzer und Haftpflichtiger. Ein Führerschein ist bisher von den Behörden für dieses Fahrzeug nicht gefordert, es ist steuerfrei und als Kleinfahrzeug nimmt es keine eigene Garage in Anspruch.

Warum es trotzdem nicht von allen angeschafft wird, bleibt rätselhaft. Es gibt natürlich verschiedene Marken und Ausstattungen. Manches Fahrzeug ist schon alterthümlicher Familienbesitz mit hochgestellter Limousine, andere wieder weisen die neuzeitlich raffige, schnittige, tiefe Bauform auf. Bewegt wird es von nicht ganz einer Pferdekraft. Das Fahrzeug ist nicht immer ganz geräusch- und geruchlos, doch ist dafür ein Tanken nie notwendig.

Bevorzugt werden Inlandsmarken. Ausländische Fabrikate sind kaum gefragt. Die Insassen sind nie Selbstfahrer. Von Zeit zu Zeit muß die Polsterung „überholt“ oder — mit einem anderen terminus technicus gesagt — „trocken gelegt“ werden. Es ist gut gepolstert, für die Insassen bequem eingerichtet, und nicht selten hängt als Maske ein kleines Scherperl an einer Schnur herab.

Die meisten dieser Fahrzeuge sind als Einflüßer gebaut, lassen sich aber im Notfall als Zweiflüßer gebrauchen. Drei- und Vierflüßer, die ja äußerst selten sind, verursachen dem Inhaber große Sorgen und Aufregungen. Vor Anschaffung sei gewarnt.

Der Eigenwagen. Wie es Leute gibt, die sich nicht gern dem Zwang der Mode fügen und sich ein apartes Eigenkleid schneidern, so gibt es auch Kraftfahrer, die sich ihren Kleinwagen selbst bauen, beziehungsweise aus alten Beständen montieren, restaurieren und ausstatten. Der Fond stammt noch aus der Zeit der Erfindung des Automobils, und wenn das Vehikel nach langem, gutigem Zureden und Anfordern endlich den Mut zum Anfahren kriegt, dann sinkt der glückliche Besitzer erst in den mit Wachsleinwand überzogenen Sitz und stellt die hochgezogenen Beine links und rechts vom Steuerrad auf, so daß die Knie wie Schiffsmasten über das Fahrzeug ragen. Unter brausenden Abschiedsoperationen der den Start mit Rat und Tat fördernden Zuschauer setzt sich das Fahrzeug mit dem Donner und Rauch einer Feldschlacht in Bewegung. Aber immerhin: ein Triumph des Geistes über die Schwere. Steht das Wägelchen vor einer Einfahrt, so sammelt es bald eine Schar von Gucksternern um sich, die es mit jener freundlichen Teilnahme tätscheln, die man einem zurückgebliebenen, hilfsbedürftigen, ein bißchen schwachkönnigen Kind entgegenbringt.

Das Eigenfahrzeug steht aber ostentativ, seiner Persönlichkeit bewußt, hinter dem Markenwagen und wenn es unter dem Schlag seines Motors zu beben anfängt, so hebt es dafür auch vor verhaltener Dienstwilligkeit bis in die Eingeweide. Dieses Fahrzeug bekommt vielleicht keinen Schönheitspreis, aber wenn ihm sein Herr einmal ein Zeugnis ausstellt, so bekommt es in sein Dienstbotenbuch die Zensur: War treu, fleißig, gutwillig und ehrlich, erfordert aber viel Geduld und Verständnis.

Die „große Marke“. Sein Kühler ist drei Meter lang, alles an ihr glänzt nach Lack, poliertem Metall und Spiegelglas. Um sie ist eine Aurole von Reichtum und Borntheit. Sie steht, bewundert wie ein Filmstar, vor dem kleinen Landgasthaus. Seine Pneumatiks sind knallvoll, schwer, seine Speichen zitronengelb lackiert, und an der Tür ist ein kleines diskretes Monogramm. Graue Seidenpolster, tief und breit wie Ottomane, ersticken jeden Versuch einer Baumwollhose, hier Platz zu nehmen, im Reime.

Der Chauffeur sieht aus wie ein Lord und schaut immer geradeaus, leicht angeekelt von neugierigem Fußvolk, das da um den Wagen gafft. Die „große Marke“ ist natürlich wie alle wahre Borntheit ganz lautlos — von Geruch kann schon gar keine Rede sein, er duftet höchstens ein bißchen nach Benzin und feinstem Öl. Nie wird man eine noch so kleine Lache Feuchtigkeit unter ihm entdecken. Er ist garantiert stubenrein. Die aparte Kühlerfigur funkelt in der Sonne. Die „große Marke“ fährt nur allererster Gesellschaft, in ihr verliert man keine Geldbörse, sondern nur Scheidblätter — die „große Marke“ alstet lautlos mit dem Geheimen Kommerzienrat im Fond ab.

Vom Straßenrand sieht ihm — auf die Steuerung des Kinderwagens gestützt, sein dritter Buchhalter, Herr Schieferl, nach. . . Nun, einmal wird man vielleicht auch Geheimer Kommerzienrat sein. . .

Und Schieferl schaltet seinen Wagen wieder ein.

Goethes Wiedertehr.

In der Laube saßen sie allesamt beieinander, die deutschen Maler und Freunde, und mitten unter ihnen der schweigsamste und besinnlichste an diesem Abend, wider alle seine sonstige Natur, Johann Wolfgang Goethe. Tief in den Schatten des Gebüßes zurückgelehnt, daß die im Wein gerant spielenden letzten Sonnenstrahlen sein Gesicht nicht treffen sollten, die Rechte spielerisch um den Kelch seines Weinglases gelegt, träumte er. Seine Augen schauten über die heißen Köpfe der Freunde hinweg, seine Sinne lauschten ferne vom lauten Gespräch der Tafelrunde nach Stimmen der Phantasie.

„Abschiedsgedanken!“ lachte ihm Wilhelm Tischbein zu, der vor etlichen Wochen erst sein Bild beendet hatte, und weckte ihn aus seiner besinnlichen Abwesenheit: „Abschiedsgedanken, Freund Goethe!“

Gründend hob er ihm den eben frisch bis zum Rand gefüllten Kelch entgegen, daß die Sonne seltsam in dem dunklen Rot des Weines funkelte. Und lächelnd gab ihm Goethe Bescheid.

Dann sagte er leise, den anderen, die entfernter saßen und ihre eigene Kurzweil hatten, nicht verständlich: „Du magst recht haben, Lieber. . . Da ich wieder reisen will, kommt allbereits Wehmut und Erinnerung daher. . . Ich taue nicht zu fröhlicher Abschiedsfeier. . .“

Aus halb geschlossenen Augen schaute der Maler auf die im Halbdunkel seltsam leuchtende Stirn des Dichters: „Ich dachte, daß du reisen lerntest“, murmelte er.

„Reisen lernte ich wohl!“ nickte Goethe und vergah für einen Augenblick lang die Lärmenden und Zehenden ringsum: „Aber ob ich leben lerne, weiß ich nicht!“ Und der

anderen Gegenwart bewußt werdend, fügte er hinzu: „Sind sie zu verschieden von mir: Glückliche Menschen, die es nur sind, weil sie es ganz sind!“

Tischbein wußte nichts darauf zu antworten. Ihm waren solche Stunden und Stimmungen selber nicht fremd. Wer in Nöten und Freuden die Unsterblichkeit der Kunst suchte, der war gesegnet und verflucht damit.

„Du kehrt uns wohl wieder!“ murmelte er kaum hörbar vor sich hin aus seinem Gedankengang heraus, und hatte des Freundes nicht acht. Der aber vernahm in der hellhörigen Klarheit und Aufgelöstheit des Augenblicks das verlorene Wort und griff es leidenschaftlich beinahe auf.

„Ob ich wiederkehre!“ rief er mit unterdrückter Stimme, aber doch so laut, daß es die anderen am Tische vernahmen und vor seiner Erregtheit in Schweigen gebannt aufhorchten: „Ob ich wiederkehre! Vielleicht! Sicher! Denn mir ist's, als müßte ich hier sterben!“

Die Freunde waren von der seltsamen Innigkeit seines Tones ergriffen. Dann lachten und scherzten sie über seine grillosen Ahnung und versuchten sie ihm auszusprechen.

Aber Johann Wolfgang schüttelte langsam und in merkwürdiger Überlegenheit den Kopf. „Laßt nur! . . . Es mag noch lange Zeit haben, aber ich weiß es bestimmt.“

Dann brach er jääh ab, griff nach dem Barrett, das an der Wand hing, und verließ die Schenke und die Freunde.

Und irrte durch die Nacht, ohne daß ihm Weg und Ziel bewußt geworden wären und fand sich zu später Stunde im Schein des aufgegangenen Vollmondes vor der Pyramide des Cestius.

Träumerisch, ohne eigenen Willen und einer fremden, unheimlichen Gewalt gehorchend, sah er auf einem Steinblock nieder und zeichnete die im schemenhaften Schein des Mondes liegende Landschaft mit den schattendunklen Mauerruinen, der leuchtenden Silberscheibe des Gestirns, den schwer dahinziehenden Wolken, die am Horizont ferne Berge verdeckte, zeichnete die geisterhaft beleuchtete Pyramide und im Vordergrund, unter Jopressen und Gebüß verborgen, träumerisch, spielerisch — sein eigenes Grabmal.

Um Mitternacht kehrte er heim. Wenige Tage später reiste er nach Deutschland, um Rom nie wieder zu sehen.

Aber Launen des Schicksals, Ahnung des Blutes — nach zweieundvierzig Jahren wird — an der gleichen Stelle von fremden Männern, die jene von Goethe vor andern sorgsam gehütete Zeichnung nicht gesehen haben, nichts von ihr wissen oder ahnen, August, sein ungeliebter, einziger Sohn begraben.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Englischer Humor.

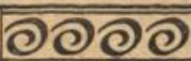
Auf der durch Regengüsse schlüpfrig gewordenen Straße hatte ein Motorfahrer die Herrschaft über das Steuer verloren und war mit seinem Auto auf den Bürgersteig geraten. Er hatte dabei einen Mann umgerissen, der mit einem blauen Auge davongekommen war. Der Automobilist griff in die Tasche und reichte dem Verunglückten fünf Schilling mit den Worten: „Hier haben Sie vorläufig eine Kleinigkeit. Geben Sie mir bitte Ihre Adresse, ich werde Ihnen dann mehr Geld schicken.“ Der auf der Erde liegende Mann erwiderte schwer getränkt: „Ja, glauben Sie denn, Herr, daß Sie mich auf Abzahlung überfahren können?“

Zwei Filmschauspielerinnen trafen sich nach längerer Zeit wieder einmal. „Mein Gott, Sadie“, ruft die eine, „ich habe dich ja seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen. Galt du in der Zwischenzeit etwas erlebt?“ — „Ja, zwei Männer.“

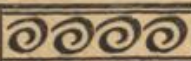
Korrekte Diebe. Einem bekannten Sportsmann, so erzählt ein englisches Blatt, wurde mehrfach während des Rennens seine Uhr gestohlen. Jedesmal aber wurde er telefonisch benachrichtigt, daß er die Uhr gegen ein Pfund und den Versatz auf jede Untersuchung zurückerhalten würde. Stets bezahlte er das Geld und erhielt seine Uhr durch die Post zurück. Aber als sie ihm wieder einmal gestohlen war, da wurde ihm mitgeteilt, er müsse zwei Pfund zahlen. „Wiefo die Erhöhung?“ fragte er. „Ja, Herr“, antwortete die Stimme am Telefon, „die Uhr ging nicht, und da mußten wir sie reparieren lassen.“

Der Richter. „Wir brauchen jemand für unser Auskunftsbureau“, sagte der Direktor zu dem Bewerber, „aber es muß jemand sein, der alle möglichen Fragen beantworten kann, ohne den Kopf zu verlieren.“ Nehmen Sie mich“, sagt der andere, „ich habe acht Kinder.“

Kluge Vorausicht. „Gans“, sagt die Mama streng, „du hast dir ja heute morgen dein Gesicht nicht gewaschen.“ „Nein“, erwidert der kleine Mann überlegen, „ich habe ja gehört, daß es heute zum Frühstück Pflaumenmus gibt.“

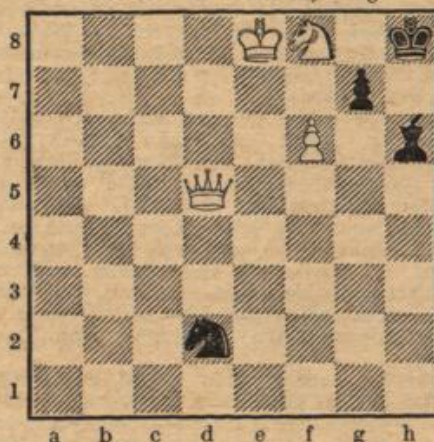


Schach



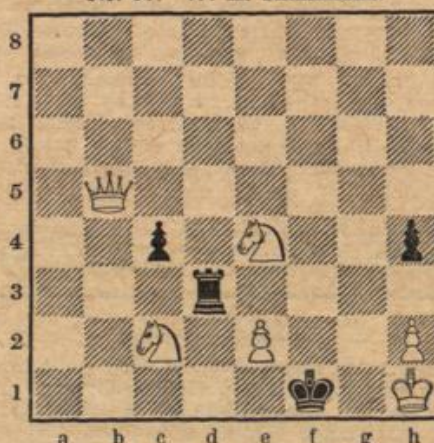
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 56. A. Sedlacek, Prag.



Weiß: Ke8, Dd5, Sf6, Bf6. Schwarz: Kh8, Lh6, Sd2, Bg7.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 57. W. A. Shinkmann.



Weiß: Kh1, Db5, Sc2, e4, Be2, h2.
Schwarz: Kf1, Td3, Bc4, h4.
Matt in 3 Zügen.

Der vor einigen Jahren verstorbene Schachschriftsteller Guttmayer, über dessen Ansichten und Schreibweise die Ansichten der Schachgemeinde auseinandergehen, sagt in seinem Schlußwort „Zur besten Methode für die Schachkunst“: Die Schwierigkeiten zur besten Erlernung des Schachspiels sind nicht unüberwindlich, sie bestehen bei hellem Auge und etwas Mutterwitz überhaupt kaum ernstlich. Beweis: Buben von acht Jahren spielen schon so gut wie alte ... unter Umständen. Der kleine Pole Rzeschewski, der 12jährige Morphy, der 10jährige Capablanca, sie hatten das Spiel alle drei — intuitiv gelernt, ein immenser Vorzug. Die Theoretiker machen erst das Schachspiel schwer, wie die Mediziner die Heilkunde. Das Tempo ist der ureigentliche Gewinnfaktor im Schach bei höchster Kunstleistung! Man gewinnt durch positionelle Uebermacht, d. h. durch das Tempo. Dadurch erringt man bei gegnerischem Zusammenbruch auch die materielle. Wer gleich auf materielle Vorteile spielt ist übel daran. Der Gegner wird ihn überholen an Tempi und sein Spiel vorzeitig zum Zusammenbruch bringen durch positionelle Uebermacht an Ort und Stelle. Das ist die Gefahr des Holzhackens im Schach. Sie ist groß. Der Schächer muß aus jeder Veränderung am Brette Honig saugen, oder er leistet nichts. Es ist seine eigentliche Kunst — die jeweiligen Zustände und Umstände voll auszunützen. Mehr

kann er nicht leisten. Verliert er sich ins Phantastische, so macht er nichts und richtet sich zu Grunde. Er verliert den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. Man hat immer die hölzernen Formen, Regeln, Varianten der Theoretiker der goldenen Praxis vorgezogen, weil diese eben intuitiv war, nicht für jeden genießbar — Regeln einpauken kann sich aber jeder Esel. Nicht Variantenkram bringt vorwärts, aber desto sicherer Anschauung, der scharfe Blick auf die Motive in der Stellung. Da liegt alles Heil im Schach. Da tief hineinbohren, das gibt mit der Zeit Flügel. Und doch, hätte man sich mit Andacht in das Stadium eines großen Meisters versenkt, so wäre einem ein helles Licht aufgegangen. Während man so mit der Hilfe der Theoretiker Wurm bleibt, der am Boden kriecht, Idiot, der auf fremden Krücken geht. O wie köstlich ist die recht verstandene Schachkunst! Welche große Fülle von Genüssen liegt darin. Geistige Arbeit, froher Mut, freier, weiter Blick und das immense Glück des Siegesrausches am Schluß nach hartem Ringen. Gibt es etwas besseres? Tätigkeit und Beschaulichkeit, die zwei höchsten Quellen des Glücks in einer Kunst vereint, ja nun begreife ich es, warum ihre Anhänger sich so schwer von ihr trennen können.

Partie Nr. 17. Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Berlin am 11. Februar 1928. Indische Eröffnung.

Weiß: P. Johner; Schwarz: L. Steiner.

1. d4—Sf6, 2. c4—e6, 3. Sc3—Lb4, 4. Dc2—d6, 5. e4—Lxc3+, 6. bxc3—0-0, 7. Ld3—e5!, 8. Se2—De7, 9. 0-0—c5?, 10. f4—Sd7, 11. Sg3—Te8, 12. Sf5—Df8, 13. fxc5—dxc5, 14. Df2—Sb6?, 15. Sh6+! Schwarz gibt auf.

Lösungen: Nr. 47. 1. Th8+—Kg5, 2. Th1—b3, 3. Kh2—b2, 4. g3 patt. Nr. 48. 1. Th8+—Kg5, 2. g2xf3!—b3, 3. fxc4!, 4. f4+—Kg6!, 5. f5+—Kf7, 6. Lc5 und gewinnt wegen der Mattdrohung auf f8, nach deren Verhinderung Th1 möglich ist. — Nr. 47 angegeben von S. Gradstein.



Rätsel



Bilderrätsel.



Silbenausschnitträtsel.

Aus nachbenannten Wörtern ist je eine Silbe zu entnehmen, daß diese Silben ein bekanntes Zitat aus Schiller ergeben:

Zweifelsohne, sodaß, Anästhesie, Edomiter, Koswig, ergrübeln, gewinnen, geblieben, lobesam, Dieberei, beschönigen, Anemone, Herbstzeitlose, Oederbruch, junkerhaft, verbergen, abliefern, Weberei.

Versrätsel.

Federn hat's und fliegt doch nicht,
Vier Beine hat's und läuft doch nicht,
Immer steht es mäuschenstill,
Weiter nichts als Ruh' es will.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 157.

Bilderrätsel: Sorge dich nicht um morgen. — Veränderung: Der Zollstock. — Scharade: Galgenstrick.